
DIANE COMER

UM MICH
STILLE
IN MIR
GOTT

ERST ALS ICH MEIN
GEHÖR VERLOR
KONNTE GOTT
ZU MIR SPRECHEN

Aus dem amerikanischen Englisch von Eva-Maria Nietzsche


GerthMedien

Für Phil.

Du hast mich während all der Zeit geliebt.

Und für John Mark, Rebekah, Elizabeth und Matthew.

Dies ist die ganze Geschichte.

INHALT

Vorwort	13
1. Wie alles begann	17
2. Regeln einhalten	37
3. Angst und Wut	61
4. Von der Schönheit eines Nein	84
5. Worauf es ankommt	101
6. Schätze in der Dunkelheit	129
7. Die Kontrolle abgeben	155
8. Zum Zuhören gelockt	179
9. Das Trommeln des Regens	206
10. Ein hörendes Herz	234
Ein Wort des Dankes	247
Anmerkungen	249

VORWORT

Ich lebe in einer Welt der Stille.

Zwar umgeben mich Geräusche, doch ich höre nichts.

Kein Zwitschern, kein Läuten, kein Rascheln im Wind. Keine Glocken, kein Klingeln, kein Klopfen oder Hupen. Wenn es an der Tür läutet und der Hund bellt, höre ich das nicht. Und wenn der Rauchmelder im Dunst einer angebrannten Mahlzeit, die zu lange geköchelt hat, mit schrillum Alarmton losgeht, hantiere ich in der Küche weiter achtlos herum.

Das Flüstern eines Kindes ist mir abhandengekommen. Wenn mein Mädchen mich augenzwinkernd mit ihren kleinen Fingern zu sich zieht, um mir ein Geheimnis zuzuflüstern, bleibt es für mich vollkommen still. Wie sehr wünschte ich, sie würde es noch einmal wiederholen – und noch mal, bis ich es verstanden habe.

Ich sehne mich danach, meinen Mann zu hören, meinen Geliebten, denjenigen, der das mit mir teilt, was niemand sonst mitbekommt. Jene zärtlichen, intimen Worte, die Glückseligkeit der Ekstase, wenn zwei Liebende eins werden, begleitet von all den innigen Lauten der Leidenschaft. Ich vermisse das. Und ich sehne mich danach.

Das Plätschern des Wassers am Ufer, das Knistern des wärmenden Feuers, das Rascheln von Laub unter den Füßen.

Ich empfinde Leere in mir, weil ich weder die Regentropfen auf dem Dach noch das unruhige Flattern eines Kolibris zu hören vermag. Selbst das tiefe, Furcht einflößende Tosen eines Sturms, der draußen vor meinem Fenster mächtig am Frühlingshimmel braust, fehlt mir; das Majestätische der Natur wirkt fade durch meine stille Ohnmacht.

Die Stille meiner Welt pocht stattdessen mit Geräuschen, die ich nicht mehr hören kann – Geräuschen, die mich nicht länger herbeirufen, warnen, erfreuen oder besänftigen.

Denn ich bin taub.

Vollkommen, unwiderruflich, unheilbar taub.

Und dies ist meine Geschichte. Die Geschichte, wie ich mein Gehör verlor, wie ich beinahe meinen Glauben verloren hätte und wie ich gefährlich nahe daran war, alles zu verlieren, was mir lieb und teuer war.



Es ist auch die Geschichte davon, wie Gott mich aus meiner Grube herausholte, in die ich mich so gnadenlos eingebuddelt hatte, wie er den ganzen Schmutz meines Misstrauens gegenüber Gott fortbürstete und meine Füße neu auf festen Grund stellte.

Auf Jesus selbst.

Doch meine Geschichte ist nicht schön. Ich wünschte, sie wäre es.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen erzählen, mein Glaube habe sich in den Stürmen des Lebens als tragend erwiesen. Dass ich in all den Jahren der selbst auferlegten Disziplin und des Tuns der richtigen Dinge gelernt hätte standzuhalten für Zeiten, in denen ich mich Schwierigkeiten gegenüber sah. Ich wünschte, Sie könnten stolz darauf sein, wie ich mit großer Not umging, sodass Sie meinem bewährten Beispiel folgen können und Sie Ermutigendes entdecken, wenn Ihnen selbst Schweres widerfährt.

Doch das wäre eine Lüge und ich habe genug Lügen gelebt.

Meine Geschichte ist vielmehr eine Geschichte völligen Versagens – und von Gottes unablässiger Treue, mit der er trotzdem an mir festhielt. Sie erzählt davon, wie Gott mir nachging und wie ich mitten in meiner hässlichen Krise flüchtige Blicke auf Schönes erhaschen konnte, die mich nach mehr ausstrecken und sehen ließen. Nach etwas, das mir fehlte.

Meine Geschichte erzählt davon, wie man in der Stille auf Gott hören lernt. Wie ich herausfand, wie er spricht, warum mir so viel entgeht und wie ich ihn besser, klarer und näher hören kann.

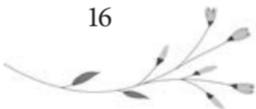


Wissen Sie, während ich meine Geschichte niederschreibe, werde ich auch all das Hässliche meines verborgenen Ichs offenlegen, weil ich getrieben bin von der Hoffnung, dass der Eine, der mich gerettet hat, der Eine, dessen Stimme ich zutiefst lieben lernte, auch zu Ihnen sprechen wird.

Und ich bete, dass Sie zuhören.

Denn ich habe gelernt, dass er *in der Stille* spricht.

Von ganzem Herzen,
Diane





1

WIE ALLES BEGANN

EINE GESCHICHTE, VON DER
ICH KEIN TEIL SEIN WOLLTE.

Am Anfang waren es nur Kleinigkeiten.

Ich weiß noch, wie ich an einem warmen Nachmittag vor dem Haus stand und meine Freundinnen mit ihren Babys und Kleinkindern verabschiedete. Wir hatten uns den ganzen Vormittag, so wie Frauen es eben gerne tun, über unsere Kinder unterhalten. Selbst auf dem Weg zu ihren Minivans unterhielten wir uns weiter angeregt, während unsere Kinder herumliefen, unwillig, jetzt allein nach Hause zu fahren und Mittagsschlaf zu halten.

Auf einmal, ganz plötzlich, schwiegen meine Freundinnen und sahen mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, die Fragezeichen glichen.



„Was ist los?“ Hastig sah ich mich nach meinen Kindern um. War etwas passiert?

„Willst du nicht ans Telefon gehen?“

Noch immer blickte ich irritiert in die besorgten Augen meiner Freundinnen.

„Das Telefon klingelt! Willst du nicht rangehen?“ Ihre erstaunten Mienen ließen mich innehalten.

Damals gab es noch keine Mobiltelefone, keine SMS, keine E-Mails, nicht einmal Anrufbeantworter. Auf das Klingeln eines Telefons nicht zu reagieren, gehörte sich nicht und war mitunter auch gefährlich, schließlich konnte es sich ja um einen wichtigen Anruf handeln. Vielleicht ein Notfall. Dass jemand das hartnäckige Klingeln eines Telefons ignorierte, war damals einfach nicht üblich. Niemals.

Plötzlich hörte ich, während meine Freundinnen schockiert schwiegen, ganz leise einen Klingelton. Und dann wieder. „Ach du liebe Güte!“ Ich rannte schnell zum Telefon, mein Herz pochte, ich war außer Atem. Nicht weil ich so schnell durch den Vorgarten gesprintet war, sondern weil mich die furchtbare Erkenntnis traf, dass anderen nicht länger verborgen blieb, was ich schon seit einer Weile zu verbergen suchte.

Seit einer Lungenentzündung, mit der ich vor ein paar Monaten zu tun gehabt hatte, hörte ich etwas schlechter. Nichts Dramatisches, nur ein paar kleine Anzeichen dafür, dass meine Ohren noch verstopft waren. Nun gut, ich hatte bereits ein paarmal das



Klingeln des Telefons verpasst, mich mehrmals darüber geärgert, dass viele Leute so undeutlich murmeln, das Läuten meines Weckers verschlafen – doch wer wollte mir das angesichts meines turbulenten Alltags ankreiden? Meine Sorge um Babys, Kleinkinder und dann der wenige Schlaf waren sicherlich eine plausible Erklärung für solche Aussetzer, nicht wahr? Das gibt sich schon wieder, dachte ich. Sicherlich machte ich nur aus einer Mücke einen Elefanten. Doch die hinter meinem Rücken hochgezogenen Augenbrauen meines Mannes irritierten mich, sodass ich meinen ganzen Ärger darüber an ihm ausließ – was letztlich nur ein dünner Schleier war, der meine Angst verstecken sollte.

Das Telefon wurde mein Erzfeind, der offenbarte, was ich zu leugnen versuchte. Wenn ich plötzlich das Klingeln hörte und abnahm, konnte ich nicht mehr erkennen, wer am anderen Ende der Leitung war. Sämtliche Stimmen verschmolzen zu einer einzigen. Ich erkannte weder die Stimmen von Lynn und Kim noch die der Aushilfe aus dem Fitnessstudio. Einmal führte ich sogar zehn Minuten lang ein wirres Gespräch mit Stacey, bevor mir klar wurde, dass ich mit Lucy sprach.

Wecker wurden für mich unbedeutend. Selbst gebackene Kekse verbrannten im Ofen, während die Zeitschaltuhr piepte. Am Bachufer hatten die Frösche ihre Stimme verloren – jedenfalls für mich. Und die Vögel hörte ich nicht mehr singen. Was war nur los?

An einem ganz gewöhnlichen Montagmorgen sammelte ich meine wilden Racker ein, bettete das Baby in die Tragetasche und fuhr die wenigen Meilen zum Haus meiner Eltern. Auf der Veranda, jenem vertrauten Ort, an dem ich früher mit meiner Mutter über

Jungen, die Liebe, zerbrochene Beziehungen und all die Ängste des Teenagerlebens geredet hatte, schüttete ich ihr auch an diesem Morgen mein Herz aus. Als wir dort Kaffee tranken und dicke Toastscheiben aßen, die großzügig mit ihrer selbst gemachten Marmelade bestrichen waren, überkamen mich die Tränen.

Bis dahin hatte ich ihr nichts von meinen Sorgen erzählt. Ich hatte immer so getan, als ob alles in Ordnung sei. Vielleicht auch deshalb, weil früher in meiner Familie, als ich noch klein war, Klagen mit Verachtung gestraft wurde. Für Jammern und Quengeln hatten meine Eltern absolut kein Verständnis. Insofern achteten wir Kinder sorgfältig darauf, wie wir mit unseren Sorgen umgingen und mäßigten unseren Kummer. Mamas praktische „Wir schaffen das“-Haltung passte einfach nicht mit Negativem zusammen. Doch an jenem Tag hörte sie mit all dem Mitgefühl einer Mutter zu, die Bescheid weiß. Sie nahm Anteil an meiner Angst und schloss mich in die Arme, als ich von Schluchzern geschüttelt wurde, die jetzt tief aus meinem Innern, wo ich sie verborgen hatte, hervorbrachen.

„Du musst etwas tun“, drängte sie mich. „Lass dich untersuchen! Je eher, desto besser.“

Meine Mutter konnte einfach nicht begreifen, warum sich ihre sechsundzwanzigjährige Tochter so sehr dagegen sträubte, ihre Hörprobleme einzugestehen.

„Warum hast du nicht längst einen Termin bei einem Facharzt vereinbart?“ Sie setzte ihre Kaffeetasse ab, als wollte sie aufstehen und sich selbst darum kümmern. „Ruf noch heute einen Arzt an, oder ich werde es tun!“



Erst vor ein paar Monaten hatte ich meinen Sohn zu einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt begleitet, der seine Ohren nach einer Reihe von Infektionen untersuchen sollte. Ich rief diesen Arzt erneut an, nachdem meine Mutter mich so sehr ermahnt hatte, um dieses Mal für mich selbst einen Termin zu vereinbaren. Die Sprechstundenhilfe sprach so übertrieben deutlich und betont in den Hörer, wie sie es für gewöhnlich für ihre Patienten tut, und ich zitterte angesichts dieser, ihrer Vermutung, dass ich wohl auch zu diesen Patienten gehören könnte.

Ich vereinbarte einen Termin für die nächste Woche und bereute es sofort. *Es ging mir doch gut.* Ich konnte hören. Musste ich wirklich einen Babysitter organisieren, der sich einen halben Tag lang um mein Baby und meine beiden Kleinkinder kümmern müsste, während ich durch den dichten Verkehr in die Stadt fuhr, nur um zu hören, dass ich müde war und mich mehr auf das Zuhören konzentrieren sollte?

Doch angesichts der Ermahnung durch meine Mutter und der Andeutungen meines Mannes – jenen hochgezogenen Augenbrauen, die mir immer wieder zu verstehen gaben, dass ich wieder einmal etwas nicht mitbekommen hatte – wusste ich, dass es Zeit war zu kapitulieren. Ich würde zum Arzt gehen. Hoffentlich würde er mir ein Medikament geben, damit ich wieder ganz normal leben könnte.



Der Flachbau mit seinen von roten Holzdächern überdachten Außenkorridoren war typisch für kalifornische Arztpraxen. Ein



fröhlich sprudelnder Brunnen legte einen feuchten Wasserdampf auf meinen Arm, während ich nach der Abteilung suchte, in der ein Dutzend HNO-Ärzte ihre Praxen hatten. Schließlich stand ich vor einer geschnitzten Tür mit dem Schild „Otologie“ und zögerte. War das möglich? Otologie war mir ein Fremdwort und ähnelte so sehr dem Wort „Onkologie“, das ich misstrauisch wurde. Doch als ich den Nachnamen des Spezialisten auf dem Messingschild entdeckte, drückte ich die Tür auf, begleitet von einem ängstlichen Schaudern.

Eine Glocke erklang, als ich eintrat. Für mich eine weitere Bestätigung, dass ich vermutlich hier meine Zeit verschwendete – schließlich hörte ich die Glocke. Anschließend drückte mir die Sprechstundenhilfe einen sechs Seiten langen Fragebogen in die Hand und ich setzte mich seufzend hin. Ob es mir gefiel oder nicht, ich war hier, und ich wartete nun darauf, dass man mir – wie ich zuversichtlich annahm – ein Medikament verschreiben würde, das das dumpfe Gefühl in meinen Ohren endlich verschwinden ließe.

Das stumpfe Beige an den Wänden des Wartezimmers passte zu den stoischen Gesichtsausdrücken der Leute genauso wie der hellbraune Industriet Teppichboden und die Sitze, die abgenutzt waren durch viele Leute, die schweigend darauf warteten, an die Reihe zu kommen. Sie warteten darauf, etwas zu hören, was sie nicht hören konnten. Ich war ganz aufgewühlt.

Jede andere Person in diesem Wartezimmer kam mir alt vor. Und über jedem, der durch diese Tür kam, schien eine geräuschlose Wolke zu hängen. Ein Mann humpelte mithilfe eines Gehstocks herein, setzte sich seufzend hin und schrie seine arme Frau an,



die versuchte, die Formulare auszufüllen. Quer durch den Raum konnte ich ihren Frust spüren und fühlte mich peinlich berührt. Auf den Ohren des Mannes saßen große fleischfarbene Hörgeräte, die ihm jedoch zu helfen schienen. Auch mein Großvater hatte solch scheußliche Dinger getragen.

Als mein Name aufgerufen wurde, konnte ich nicht umhin, der Sprechstundenhilfe gegenüber beinahe entschuldigend zu stammeln: „Es ist alles in Ordnung mit mir, ich höre nur etwas dumpf. Meine Ohren müssen sicher nur durchgespült werden.“ Sie nickte und führte mich in ein kühl und steril wirkendes Untersuchungszimmer, wo ich auf den Arzt warten sollte.

Und so wartete ich eine gefühlte Ewigkeit in der Stille dieses Zimmers, das so gar nicht den Räumen der Praxis unseres Kinderarztes ähnelte, wo ich als Mama von drei kleinen Kindern viel Zeit verbrachte. Hier hörte man weder Geschrei noch erklang ein Lachen. Ich ließ meine Beine baumeln und trommelte ungeduldig mit meinen Fingern. Ich wünschte, ich wäre nicht hergekommen.

Es klopfte an der Tür und der Arzt trat ein. Er schüttelte mir die Hand, ohne mich anzuschauen, drehte mir den Rücken zu und murmelte etwas von einem besonders vollen Tag. Direkt spürte ich eine gewisse Abneigung ihm gegenüber.

Er wirkte etwas blass. Sein blondes Haar war dabei, dasselbe trübe Grau wie das seiner Augen und Haut anzunehmen. Alles an ihm schien akkurat zu sein. Jedes Haar lag sorgfältig gekämmt an seinen Platz, die Fingernägel waren rechtwinklig und kurz geschnitten, sein Kittel perfekt gebügelt. Ihm gegenüber fühlte ich mich nervös, schludrig und einfach unangemessen, was durch



mein Outfit einer jungen Mutter – Yogahose und Turnschuhe tragend – noch unterstrichen wurde.

Der Arzt starrte auf eine Patientenakte, die auf seinem Schoß lag, und fing an, mir ein paar Fragen zu stellen:

„Ihr Vater ist schwerhörig?“

„Ja, aber nur ein bisschen. Es ist nicht wirklich schlimm.“ – *Was sollte bloß diese Frage? Was hatte mein Vater mit mir zu tun? Um Himmels willen, ich war halb so alt wie er!* „Ich habe ja geschrieben, dass seine Schwerhörigkeit beim Militär begann, nachdem er an Waffenübungen teilgenommen hatte. Seine Ärzte gehen davon aus, er sei zu häufig lauten Geräuschen ausgesetzt gewesen.“

Mein Arzt reagierte überhaupt nicht auf das, was ich erzählte, und sah auch nicht von der Akte auf. Nicht einmal nickte er oder gab irgendeinen Hinweis, dass er mich gehört hatte. Mit seinen Fingern trommelte er bloß lautlos auf den Schreibtisch. Und ich spürte das Bedürfnis, mich gegen diese Teilnahmslosigkeit zur Wehr zu setzen. War es denn mein Fehler, dass mein Vater Hörprobleme hatte? Als ob meine aktuellen Probleme damit zusammenhingen.

„Und Ihr Großvater? Trug er ein Hörgerät?“

„Er war alt. Schon um die achtzig. Er trug es nur, wenn ihm danach war. Er meinte, es nicht wirklich zu brauchen.“

„Hm ...“



Dass dieser Arzt vor mir so wortkarg war, weckte in mir den Wunsch, ihm zu beweisen, dass er sich irrte. Ich war *nicht* schwerhörig. Ich war jung und mitten dabei, eine Familie aufzuziehen. Ich war nicht „behindert“, verflixt noch mal!

Er holte ein paar Metallinstrumente hervor, die einen Griff und zwei Zinken besaßen und wie seltsam verlängerte Gabeln aussahen. Er schlug nacheinander mit je einem Instrument auf den Tisch und fragte mich, ob ich den Klang hörte. Antwortete ich nicht sofort, wirkte er etwas ungeduldig. Das dumpfe Klopfen auf den Tisch war deutlich zu hören, doch was für einen Klang sollte dieses seltsame Instrument hervorrufen?

Klopf, klopf, klopf ... und dann ... nichts.

Der Arzt sah mich wieder nicht an. Er klopfte nur mit dem Instrument, runzelte die Stirn und machte Notizen in die Akte. Er hielt das gabelförmige Instrument näher an mein Ohr. Aha, da war etwas! Ich konnte ein ganz leichtes Vibrieren spüren. Jetzt würde alles in Ordnung kommen.

Ich starrte ihn an und wünschte mir, er würde mich ansehen und mit mir reden. Wie sehr sehnte ich mich nach einem beruhigenden Blick aus seinen stumpfen grauen Augen und nach einem Wort aus seinem Mund, das die Stille dieses kahlen Raums durchbrechen würde.

Doch nichts geschah.

Schließlich stand er auf, schloss die Patientenakte, verstaute die Metallinstrumente sorgfältig in ihrem gefütterten Etui, murmelte

etwas, das ich nicht verstand, und verließ den Raum. Ich starrte auf die Tür und war wie gelähmt von seinem mangelnden Feingefühl.

Doch mein Martyrium war noch nicht zu Ende.

Die Sprechstundenhilfe betrat wieder das Zimmer und führte mich anschließend durch ein Labyrinth von Büros, vorbei an geschlossenen Türen und durch den Wartebereich in den seltsamsten Raum, den ich je gesehen hatte. Sie drückte eine dicke Stahltür auf, die den Eingang verschloss, und führte mich in eine schalldichte Kabine von der Größe eines Wandschranks. Sie deutete mir, mich auf den Stuhl in der Mitte der Kabine zu setzen. Der Raum erinnerte mich an einen Atombunker aus Zeiten des Kalten Kriegs, über den ich mal einen Bericht in einer Zeitschrift gelesen hatte. Der darin liegende Teppich verschluckte jedes Geräusch, die Wände und die Decke waren verkleidet mit perforiertem Metall, das die Farbe von betonweißem Füllspachtel besaß. Nackte, farblose Einöde. Auf dem Boden lagen ein paar Spielzeuge verstreut, die von der Sprechstundenhilfe argwöhnisch grummelnd aufgehoben wurden.

Ich hatte keine Ahnung, was hier vor sich gehen sollte, denn niemand schien auch nur im Mindesten geneigt, mit mir zu kommunizieren.

Dann kam ein neuer Arztkittel herein, diesmal mit ausgestreckter Hand. Wie eine frische Brise in diesem stählernen Grab schüttelte Dr. Janna Smith-Lange meine Hand, lächelte und begann, mir die Prozedur zu erklären, die ich nun durchmachen würde. Während sie sprach, starrte ich sie verwundert an. Hellblondes Haar,



zu einem Bubikopf geschnitten, roter Lippenstift und strahlend blaue Augen – sie hatte eine tolle Ausstrahlung. Und ich spürte ihre behutsame Fürsorge, als sie mir in die Augen sah und meine Hand drückte, so als ob sie sagen wollte: „Wir werden schon gut miteinander klarkommen.“

Später erfuhr ich, dass Dr. Smith-Lange, die irgendwann einfach „Janna“ für mich wurde, einen Dokortitel in Audiologie besaß und Tag für Tag mit dem Testen der Hörfähigkeit beschäftigt war. Ihre Patienten waren überwiegend ältere Menschen, deren Gehör bereits seit Jahren nachgelassen hatte, sowie ein paar quengelige Kleinkinder, in deren Ohren sich Flüssigkeit angesammelt hatte. Nur hin und wieder betrat jemand wie ich ihre Schallschutzkabine. Jemand, der dort eigentlich nichts zu suchen hatte.

In der nächsten Stunde hörte ich eine ganze Reihe von Piep- und Pfeiftönen mit langen stillen Pausen dazwischen. Jedes Mal, sobald ich ein Geräusch wahrnahm, irgendein Geräusch, sollte ich einen Knopf drücken. So saß ich also dort in dem Wissen, dass ich manche Geräusche nicht mitbekam, blieb still sitzen, lehnte mich nach vorn und konzentrierte mich, um zu hören, was ganz sicher zu hören war. Und sobald ich das kleinste Geräusch wahrnahm, drückte ich ganz schnell auf den Knopf. Dann herrschte wieder Stille. Und dann folgte eine Reihe von Pieptönen, die ich gut hören konnte. Ich drückte triumphierend den Knopf. Danach wieder Stille.

Eine lange Stille.

Eine wirklich äußerst lange Stille.



Wir machten mit Sätzen weiter wie *Der Cowboy kam in die Stadt*, *Das Flugzeug flog über ihre Köpfe* und einfachen Worten wie *Zahnpasta*, *Bürgersteig* und *Eiscreme*. Janna ließ mich die Wörter wiederholen, während sie ihren Mund mit ihrer gepflegt manikürten Hand bedeckte und mit der anderen Hand Notizen in ihre Akte eintrug. Ich mochte diese Übungen nicht. Mir war bewusst, dass ich die meiste Zeit riet, und ich war irritiert von gleichklingenden Wörtern. Viel zu viele entwischten mir sogar ganz. Ich fing an zu begreifen, dass hier irgendetwas ganz und gar nicht stimmte und dass man mir nicht einfach ein Medikament geben und mich nach Hause schicken würde.

Vor Angst spürte ich plötzlich eine Enge in meiner Brust.

Nachdem wir endlich fertig waren, hatte es den Anschein, als ob Janna sich dazu zwingen müsste, nicht ihre Arme um mich zu legen und mich festzuhalten. Ihr mitleidiger Blick nahm mir jede Hoffnung. Ich versuchte die Tränen zurückzuhalten, die sich in meinen Augen ansammelten. Behutsam führte sie mich in ein anderes Arztzimmer, dessen Regale vollgepackt mit medizinischer Fachliteratur waren, und ließ mich dort.

Allein.

Ich hatte nie zuvor im persönlichen Büro eines Arztes gesessen. Bis zu jenem Tag war ich immer nur in den Untersuchungszimmern der Ärzte gewesen, in die die Sprechstundenhilfe einen hineinlässt und darum bittet, sich auf die Liege zu setzen und auf den Arzt zu warten. Wenig später kommt dann der Arzt herein, stellt Fragen, macht hin und wieder eine kurze Pause, um etwas zu untersuchen, wo das Wehwehchen denn zu finden ist. Und



der helle Schein seiner Untersuchungslampe hilft ihm dabei, dies herauszufinden. Genau darum geht's: Ein Arzt soll herausfinden, was dem Patienten fehlt, um ihm dann eine Lösung an die Hand zu geben.

Doch dieser Raum war dunkel, mit Mahagonimöbeln, einer jagdgrünen Tapete und zerkratschten Ledersesseln eingerichtet. Am liebsten hätte ich die Jalousien hochgezogen. Mein Herz schlug mir bis zum Hals.

Nachdem ich eine gefühlte Ewigkeit gewartet hatte, kam mein gesichtsblasser Arzt herein und setzte sich hinter seinen Schreibtisch. Er legte meine Patientenakte genau in die Mitte des Tisches und sah zu mir herüber. Seine Augen schienen nichts wahrnehmen zu wollen. Er sah mich gar nicht an. Weder mich als junge Mutter noch kümmerte es ihn, dass ich eine Familie, einen Mann und kleine Kinder hatte – Menschen, die ich hören können musste. Er schien sich auch nicht für meine Hoffnungen und Träume zu interessieren. Er sah einfach durch mich hindurch. Für ihn war ich nur eine weitere Patientin mit einer Krankenakte.

Zitternd saß ich vor ihm. Und mittlerweile war mir klar, dass meine Diagnose schwerwiegend zu sein schien. Ich wappnete mich innerlich und richtete meinen Körper auf, um nicht die Kontrolle zu verlieren.

„Junge Frau, Sie haben einen schweren Hörverlust. Ich gehe davon aus, dass er durch eine Nervenschädigung verursacht wurde, denn ich kann weder eine Flüssigkeitsansammlung noch eine Infektion feststellen, was typisch ist für diese Art von Hörverlust. Ich weiß nicht, wodurch das Ganze ausgelöst wurde, aber



diese Form ist mit Sicherheit fortschreitend ... Sie müssen also damit rechnen, taub zu werden ... Hörgeräte könnte helfen ...“

Moment mal!

Ich konnte ihm nicht mehr folgen. *Hörgeräte? Ich? Was erzählt der denn da? Ich kann doch hören! Ich bin sechsundzwanzig. Ich brauche keine Hörgeräte. Der weiß ja gar nicht, wovon er spricht. Hörgeräte sind was für Senioren und Menschen mit Behinderung, nicht für mich.* Krampfhaft versuchte ich die Tränen zurückzuhalten, die drohten, mit einem Aufheulen des Verleugnens hervorzuströmen.

„Können Sie mir nicht irgendetwas verschreiben?“, fragte ich den Arzt. „Es hängt bestimmt damit zusammen, dass ich vor einigen Monaten eine Lungenentzündung hatte.“ Doch mein Dazwischenfragen schien nur noch seine Gefühlskälte zu intensivieren.

Er zeigte auf eine Grafik in meiner Akte, begleitet von stichwortartig im Takt hervorgebrachten Worten: „Ich sagte Nein. Keine Infektion. Keine Flüssigkeit. Ihre Ohren sehen normal aus.“

„Wie kann es sein, dass ich – wie sagten Sie – einen schweren Gehörverlust habe? Und trotzdem sehen meine Ohren normal aus? Irgendetwas ist hier ganz und gar nicht normal!“ Ich glaube, es war meine Beharrlichkeit, die nun genügte, um ihn aus seinem regungslosen klinischen Zustand aufzuschrecken, sodass er mich endlich wirklich anschaute.

„Natürlich werden wir weitere Tests machen. Doch da der Gehörverlust beträchtlich und in beiden Ohren ähnlich ist, vermute



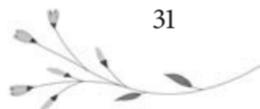
ich eine genetische Ursache. Ich werde aber für alle Fälle eine Kernspinuntersuchung anordnen.“

Ich wagte nicht zu fragen *für welchen Fall?* Ich hatte den Eindruck, er wollte mich genauso aus seinem Büro heraushaben, wie ich mich danach sehnte zu verschwinden. Mein Kopf war so voller Protest, dass ich nicht mehr klar denken konnte, und so rang ich mir ein höfliches Lächeln ab und dankte ihm für seine Zeit. Ich zitterte und stolperte beinahe aus seinem beklemmenden Büro hinaus, ging zum Empfang und machte mit der Sprechstundenhilfe eine Reihe von Untersuchungsterminen für die kommenden Wochen aus. Als sie mir dann einen dicken Stapel Papiere in die Hand drückte, spürte ich, wie sich mein Magen zuzog. Panisch griff ich zur Türklinke, um sie hinter mir zu schließen, wobei ich mir der Geräusche, die ich eigentlich hätte hören müssen, bewusst war. Doch ich hörte nicht das metallische Klicken der sich hinter mir schließenden Tür.

Draußen schien sich der klare blaue Himmel Kaliforniens über mich lustig zu machen. Wie konnte die Sonne an einem Tag wie diesem so fröhlich am Himmel scheinen? Wie konnten es die Leute, die sich um mich herum tummelten, wagen zu lächeln und zu lachen? Ich fand es grausam, dass das Leben einfach so weiterging, während meine Welt durch die Annahmen des Arztes stillzustehen schien.

Schwerer Hörverlust. Fortschreitend.

Ich ging zu meinem Auto, das ich am Bordstein der befahrenen Straße geparkt hatte. Ich versuchte jedem Geräusch Aufmerksamkeit zu schenken. *Wo war das Klappern meiner Absätze auf*



dem Pflaster? Sollten meine Schlüssel nicht klimpern? Warum klang das Rauschen der vorbeifahrenden Autos so fern?

Als ich in mein Auto sah, gefror mir das Herz. Auf dem Rücksitz befanden sich unsere drei Kindersitze, und ich wusste in diesem Moment, jeder dieser drei stand für meine kostbarsten Hoffnungen: für meine Bestimmung, mein größtes Glück, meine Berufung. Und alle zusammen für meine Welt, meine Familie.

Plötzlich ahnte ich, was es wirklich heißt, wenn einem der Boden unter den Füßen entgleitet und man sich fühlt, als ob man in einen Abgrund versinkt. Ein bedrückendes, packendes, panisches Würgen nahm von mir Besitz.



Ich habe keine Ahnung, wie ich es geschafft habe, an jenem Tag nach Hause zu fahren. Zwar hatte ich nicht weinen müssen, aber meine Seele war aufgewühlt und glich einem wütenden Inferno von Sorgen und Spekulationen.

Was, wenn es stimmt? Wenn ich mein Gehör wirklich ganz verliere? Was, wenn der Arzt das nicht verhindern kann? Was wird dann mit meinem Baby? Kann ich mich noch um unser Baby kümmern, wenn ich taub bin? Und um unsere anderen Kinder? Was ist, wenn sie sich später als Teenager von ihrer Mama, die ihnen nicht zuhören kann, abwenden? Würde mein Mann weiter zu mir stehen?

Phils Leben war die Musik. Er war Pastor für Anbetung in unserer Gemeinde. Sein ganzes Leben, alles, was er tat, drehte sich um



Musik. *Wie sollte ich ihn aber weiter unterstützen können, wenn ich gehörlos war? Würde er mich dann noch immer lieben? Wie würden wir miteinander kommunizieren?*

Und so ging das Gedankenkarussell weiter, bis ich zu Hause ankam. Als ich in die Einfahrt unseres Hauses in San Jose einbog, kam mein kleiner Sohn durch die Eingangstür angerannt und lief fröhlich plappernd auf mich zu, um mich zu begrüßen. Er hatte den Vormittag über mit seinem Papa gespielt und war in strahlender Kleiner-Mann-Laune – so, wie ich es liebte. Seine jüngere Schwester trottete hinter ihm her, sie sah zerzaust und verwirrt aus. *Wo warst du?*, schien ihr zu mir hochgehobenes Gesicht zu fragen.

Phil wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Ich war stundenlang fort gewesen und nun hielt ich mich steif auf Distanz. Die Sorge in seinen Augen drohte meinen Entschluss, stark zu sein, ins Wanken zu bringen.

„Was ist los, Di? Was hat er gesagt?“, fragte er und legte mir unser zappelndes Baby in die Arme. Genau die Ablenkung, die ich jetzt brauchte, um mein Entsetzen in Schach zu halten. Ich fing an, mich um das Baby zu kümmern, erzählte so wenig wie möglich und sagte ihm, er könne jetzt zu seiner Arbeit zurückkehren. Ich würde das schaffen. Ich würde damit klarkommen. Ich musste jetzt einfach nur stark sein.

Wie es mir gelang, mich derart zusammenzureißen, dass meine Kinder nichts merkten, weiß ich nicht mehr. Ich nehme an, Mütter verfügen über eine Art geheime Kraft, vielleicht war es aber auch die jahrelange Übung, stets die Kontrolle zu behalten.

